

Marburger Zeitung.

Nr. 142.

Mittwoch, 28. November 1866.

V. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Gedrückt wie die Stimmung des ganzen Volkes, ist auch jene der Abgeordneten. Die Ursache dieser betrübenden Erscheinung finden wir nicht allein in dem so enge beschränkten Wirkungskreise des Landtages, sondern auch und wohl noch mehr in dem Bewußtsein, daß die wichtigsten Gesetzesvorschläge nicht genehmigt werden. — Der Abgeordnete Paprhuber hat den Entwurf zu einem Gesetze über das Wasserrecht eingebracht, um einem tief gefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Landwirtschaft und Gewerbe verlangen sehr dringend nach Befreiung von den Fesseln der veralteten Bestimmungen. Wird die Arbeit unserer Vertreter den gewünschten Erfolg haben?

Während die Linke des ungarischen Landtages an den Beratungen des Siebenundsechziger-Ausschusses nicht Theil nehmen will, so lange das verantwortliche Ministerium nicht ernannt ist — meint Deak, daß es unter den gegenwärtigen Umständen am zweckmäßigsten wäre, eine Adresse an den König zu richten und darin zu betonen, daß die Nation, welche das Inleben treten ihrer Gesetze und die volle Rechtsbeständigkeit erwartet, durch die bloß grundsätzliche Anerkennung dieser letzteren nicht beruhigt und befriedigt sein kann. Wiederholend also die in den früheren Adressen enthaltene Bitte, möge diese Adresse auch erklären, daß der Reichstag, indem er eine Kommission zur Ausarbeitung eines Entwurfs über die Feststellung und über die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten niedergesetzt hat, seine kommissionelle Thätigkeit nur in der Hoffnung aufnimmt und beenden wird, daß der König in der Zwischenzeit den wiederholten Wunsch des Landes erfüllt haben, und daß der Reichstag seine diesfälligen Beschlüsse schon im Wege der verantwortlichen Regierung Sr. Majestät unterbreiten können wird.

Ueber die Stellung Oesterreichs zu Preußen veröffentlicht die „Kölnische Zeitung“ einen Wiener Bericht, der wahrscheinlich aus unserer Staatskanzlei hervorgegangen. Es wird darin u. A. gesagt, das jetzige österreichische Kabinet sei entschlossen, an dem alten österreichischen Grundsatz der Heiligkeit der Verträge festzuhalten und sowohl die Nikolsburger Grundlagen, als die späteren Prager Vertragsbestimmungen in allen Punkten als bindend und sein Verhalten zu Deutschland regelnd offen und rückhaltlos anzuerkennen. Es glaube aber auch seinerseits erwarten zu dürfen, daß Preußen ebenfalls den Prager Vertrag treu und redlich einzuhalten willens ist, daß es ihn ohne Hintergedanken ausführen werde. „Oesterreich ist bereit und aufrichtig entschlossen“ versichert der Berichtstatter, „die jetzige Situation in den durch den Pra-

ger Vertrag geschaffenen Grenzen als eine definitive zu acceptiren; es wird die Aufgabe Preußens, die militärische und politische Führung Norddeutschlands in die Hand zu nehmen, auf keine Weise zu durchkreuzen suchen; es hat bis jetzt, wie in Wien nachdrücklich versichert wird, in diesem Sinne gehandelt, und alle von den Gegnern Oesterreichs ausgesprochenen Gerüchte über österreichische Agitationen gegen die Durchführung der preussischen Einverleibungen, die Bildung des norddeutschen Bundes etc. werden als eitel Lug und Trug bezeichnet. Oesterreich verlangt aber auch von Preußen, daß es an den vertragmäßig gezogenen Grenzen mit seinen Ansprüchen Halt mache. Man hofft in den österreichischen Regierungskreisen ernstlich und aufrichtig, daß es gelingen wird, innerhalb der vertragmäßig gegebenen Grenzen fortan ein gutes, ein offen freundschaftliches Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich herzustellen. Das jetzige Streben der preussischen Regierung, sich auf die Konsolidirung der erweiterten Reichthümer zu beschränken und gewisse süddeutsche Annäherungsstimmen zurückzuweisen, glaubt man als ein Pfand dafür betrachten zu dürfen, daß Preußen die großen Bedenken anerkennt, welche dem entgegengesetzten Verfahren gegenüberstehen. Auch die Sprache in den süddeutschen Kammern erregt hier die Hoffnung, daß die Ansicht von der Nothwendigkeit einer selbständigen Konsolidirung Süddeutschlands, als Schutzmauer für die Fortexistenz Oesterreichs, des zu Europas Ruhe so nothwendigen Staates, bald allgemein zum Durchbruch kommen werde. Sehr beruhigend hat in dieser Beziehung hier die Nachricht gewirkt, daß der von österreichischer Seite in Berlin ausgedrückte Wunsch, baldigst Verhandlungen mit Preußen über einen neuen Zoll- und Handelsvertrag anzuknüpfen, dort eine günstige und freundliche Aufnahme gefunden hat, und daß überhaupt in den preussischen Regierungskreisen eine bessere Stimmung gegen Oesterreich sich allmählig Bahn zu brechen scheint. Hier wird man eifrig bemüht sein, dieser günstigen Wendung auf jede Weise entgegenzukommen, kurz, Alles zu thun, um Deutschland eine Katastrophe zu ersparen.“

Preußen hat mit den einverleibten Ländern ein schweres Stück Arbeit: am widerharrigsten aber benehmen sich die Hannoveraner. Aus diesem Theile von Großpreußen vernimmt man nichts als Prügeleien. Die neuen Wehrpflichtigen und die Tapferen von Langensalza können nirgends mit Stammpreußen zusammenkommen, ohne daß die Keilerei losgeht. Die preussischen Adler — gewöhnlich „Kuckuck“ genannt — sind keine Nacht vor den Händen des Volkes sicher, namentlich verschwinden sie regelmäßig von den Theaterzetteln. Die hannoverschen Landfarben werden mit der größten Erfindungsgabe überall angebracht, sie mögen passen oder nicht. Bei allgemeiner Abstimmung würde vielleicht ein

Das spanische Mädchen.

Von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„Es war ein schöner, stiller Juliabend, ein spanischer Sommerabend mit lauer, warmer Luft, tiefblauem Himmel und murmelndem Wellenschlag der Flüsse, die zwischen den grünen Ufern dahinströmten. Der Jasmin und Hollunder hauchten ihren köstlichen Duft aus, und durch die alten hohen Delbäume des Klostersgartens, in welchem Dolores mit ihrer Tante auf und ab ging, wehten leise flüsternde Winde. Die Priorin erzählte, um ihre Richte von den weltlichen Schmerzen, die sie quälten, abzulenken, die Legenden von der heiligen Paula und der heiligen Mathilde von Frankreich; aber Dolores war eine unaufmerksame Zuhörerin für die frommen Sagen der Priorin, ihre Gedanken waren weit weg bei Ramon, dem verlorenen Geliebten. Tante Felizitas begann eben zum zweiten Male die Geschichte von der heiligen Paula zu erzählen, als ein dumpfer, aus weiter Ferne herschallender Donner die Erzählung unterbrach.“

„Was ist das?“ riefen erschrocken die beiden Frauen und blieben in banger Spannung horchend stehen.

„Es wird gedonnert haben in der Ferne,“ murmelte unsicher die Tante Priorin.

„Aber ich sehe kein Wölkchen am Himmel,“ entgegnete Dolores, „nicht einmal drüben am Gebirgsfau.“

Die Priorin antwortete nicht, und es vergingen wieder einige Sekunden, bis derselbe dumpfe Knall, aber jetzt schon etwas näher, erschallte. Wengstlich blickten sich die beiden Frauen an und keine wagte, ihre Be-

fürchtungen auszusprechen, als plötzlich die Pforte des Klostersgartens aufgerissen wurde und schreiend und fliegend, wie ein Flug geschreckter Tauben, eine Schaar junger und älterer Nonnen mit dem Ruf: „Man schlägt sich, die Franzosen drängen die Spanier nach unserer Stadt zu!“ hereinstürzten.

Die nun näher und immer näher schallenden Kanonenschüsse bestätigten die Schreckensnachricht, und die bestürzten Nonnen waren noch zu keinem Entschluß gekommen, als der erschrockene Klostersgärtner mit bleicher, entstellter Miene die Kunde brachte, daß sich schon einzelne verwundete Spanier durch's Städtchen flüchteten und man die Ankunft der siegreichen Franzosen, die das spanische Hauptkorps vor sich hertrieben, mit jeder Stunde erwartete.

In diesem Augenblick gewann die Priorin ihre Ruhe wieder und die zitternden Nonnen um sich versammelnd, sprach sie:

„Meine Schwestern! Es ist Euch nicht unbekannt, wie der ruchlose Feind, der bald vor den Mauern dieser Stadt erscheinen wird, weder Scheu noch Furcht vor dem geheiligten Asyl des Klosters hat, welcher Schmach, welchen Mißhandlungen so oft unsere Schwestern in den Schrecken dieses Krieges ausgelegt gewesen sind. Ihr würdet selbst in der Kirche nicht vor ihnen sicher sein. Das einzige was uns noch retten kann, ist, daß wir uns in der Stadt einzeln bei guten Patrioten verbergen und das Kloster verlassen, bis der Feind wieder abgezogen.“

Einige ältere Nonnen waren zwar im Anfang nicht mit diesem Vorschlag einverstanden, und wollten sich lieber das Märtyrertum und dadurch den Himmel erobern, als das Kloster verlassen, aber die Mehrzahl der jüngeren Schwestern stimmte der Priorin bei, und in wenigen Minuten darauf waren die weiten hohen Räume des Klosters öde und leer.

Der Tumult und der Sturm des Gefechts zog sich indessen immer näher, spanische Kavalleristen sprengten flüchtend und mit verhängtem

Behtel des Landes sich für den jetzigen Zustand erklären. Der blinde König Georg, der zur Zeit seiner Regierung nicht viel merkte und die Welsenhofe als das Reichspanier schwang, äußerte jüngst zu einem abgesetzten Staatsmann: „Der gegenwärtige König von Preußen wirds noch aushalten, vielleicht genießt der Kronprinz noch eine Weile den Raub; später kommt ganz Deutschland doch wieder zusammen, aber wahrscheinlich ohne — Fürsten!“ Wer hätte die Bundesrepublik hinter einem deutschen Dynasten gesucht, dessen eigenes Haus bekanntlich „bis ans Ende der Tage“ regieren sollte?! Der Sommer 1866 hat gewaltige Kuren vollbracht, und Herr v. Bismarck kann sich zuletzt noch auf eine ehrenvolle Erwähnung im Tempel der Freiheit gefaßt machen. Sobald sein großer Meister zu Paris die Augen schließt und das allgemeine Stimmrecht ohne polizeiliche Ueberwachung in Frankreich ausgeübt wird, merkt der große Staatsmann an der Spree vielleicht schon etwas.

Das preussische Kabinet hat sich in einer besonderen Note an die Bundesregierung in Bern gewendet, worin auf die Thatsache aufmerksam gemacht wird, daß in der letzten Zeit vielen Frankfurtern die Niederlassung in Schweizerstädten sehr erleichtert worden sei. Wie es heißt, hat die Bundesregierung in Folge dieser Note Ausschreiben an die Kantonal-Regierungen erlassen und dieselben um Aufklärung, beziehungsweise genaue Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse ersucht. Sind denn die Frankfurter Bürger als Hörige an die Scholle gebunden, so daß sie nicht mehr beliebig auswandern — ein vom stehenden Heerwesen freies Vaterland suchen dürfen?

Die Ereignisse in Genf haben unseren Blick auf diesen kleinen, berühmten Freistaat gelenkt. Früher gab es in Genf zwei Parteien, die des Fortschrittes — die Radikalen — und jene des Stillstandes — die Konservativen —. Die erstere pries und verteidigte die Revolution und die Verfassung von 1846; die letzte strebte nach einer Rückkehr zu den „guten, alten“ kalvinischen Zuständen. Haupt der Radikalen war James Fazy, dem nichts geringeres vorzuschwebte, als Genf zu einer liberal-politischen Hauptstadt Europas zu machen. Aber Fazy verlor durch seine häuslichen Verhältnisse, noch mehr aber durch sein Kofettiren mit Napoleon III. das Vertrauen seiner meisten Anhänger, und es bildete sich eine eigene, freisinnige Partei — die „Unabhängigen“ — welche an der Revolution und der Verfassung von 1846 festhaltend, dennoch nichts von Fazy wissen will. Die „Unabhängigen“ sind ebenso entschieden wie die „Radikalen“, aber sie sind eine eigene Gruppe, welche fast die ganze Intelligenz, fast die ganze Jugend von Genf zu den Ihrigen zählt. Die radikale Partei, mit der fast alle Katholiken gehen, weil Fazy sie seinerzeit von ungerechtem Drucke befreite, die radikale Partei ist in einer unangenehmen Lage: mit Fazy an der Spitze ist sie bei den Wahlen verloren, denn Fazy hat bei den Massen das Vertrauen eingebüßt, ohne Fazy ist sie rein überflüssig, denn in Grundsätzen stimmt sie ja vollkommen mit den „Unabhängigen“ überein. Die radikale Partei hat den Streit auf die Straße verpflanzt: die Ruhe ist jedoch wieder hergestellt und zwar, ohne daß es nöthig gewesen, auch nur die Wehrmänner des Kantons aufzubieten: Genf hat Frieden und die politischen Fragen können wieder friedlich erörtert werden.

Der Plan, welcher in der Kommission für die Reform des französischen Heeres am meisten Anklang gefunden, soll hauptsächlich in folgenden Punkten bestehen: Die Stellvertretung wird beibehalten, die jährliche Aushebung jedoch von 100,000 auf 120,000 Mann erhöht. Die eine Hälfte derselben tritt in die aktive Armee, die andere in die Reserve. Die Dienstzeit dauert in beiden Abtheilungen 6 Jahre, so daß also das eigentliche stehende Heer nur 360,000 Mann zählen würde. Die aus demselben entlassenen Soldaten müssen noch zwei Jahre in der Reserve bleiben, so daß diese aus 480,000 Mann bestünde. Alle Reservisten endlich bleiben noch zwei Jahre in einer mobilen Nationalgarde, die also eine Art zweites Aufgebot bilden würde. Uebrigens soll der Kaiser diesem Plane noch nicht zugestimmt haben,

vielmehr einen andern vorziehen, den auch der Prinz Napoleon unterstützt, und der von der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit ausgeht.

Vom Kaufajus wird berichtet, daß in Folge der Auswanderung nach der Türkei die Entvölkerung sehr große Strecken verödet habe. Eine Truppenabtheilung durchzog 17 Tage von einem Ort zum andern das Land und fand während 15 Tagen ihres Marsches keine lebendige Seele. Obstgärten mit Apfel- und Birnbäumen, Nüssen, Aprikosen und Wein fand man verwildert und verkommen aus Mangel an Pflege. Auch finden hin und wider arge Widerselblichkeiten und Empörungen statt. So wurde General Dschermeschkidse in einem Dorfe, wo er Theilnehmer des jüngsten Aufstandes verhaften lassen wollte, fast erdolcht. Beim Ueberfall wurden der General, 1 Oberster und 6 Gemeine verwundet. General Heumann durchzieht das Gebirge mit Truppen, um diejenigen Aufständischen aufzusuchen, welche in unzugänglichen Schluchten sich eingenistet haben und weder auswandern, noch sich unterwerfen mögen.

General Sherman, in dessen Begleitung sich der bei Suarez beglaubigte amerikanische Gesandte Campbell befindet, hat nun seinen Weg richtig nach Vera Cruz und nicht nach Tampico genommen, welcher Hafenplatz sich doch in Händen der Republikaner befindet. Mit solcher Unterstützung kann Suarez täglich den abgerissenen Faden wieder anknüpfen, und die republikanische Ordnung herstellen, ohne auf Ortega und Santa Anna zu achten, deren Banden die amerikanische Flotte und Armee vom mexikanischen Boden fernzuhalten wußte. Wenn uns nun der Telegraph die Kunde bringt, Ortega sei sammt seinem Anhang verhaftet worden, so ist dies nur ein neuerlicher Beweis davon, wie ernst das Kabinet von Washington daran geht, Suarez die Bahn zu ebnen und diesen auf den Präsidentenstuhl von Mexiko zu führen. — Kaiser Max selbst soll, wie einem englischen Blatte aus Paris geschrieben wird, nach Newyork gereist sein, um dort ein Manifest an die mexikanische Nation zu erlassen, und die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn bestimmt haben, seine Sendung nicht weiter zu verfolgen. Für interessanter hielten wir jedoch die Erklärung der Gründe, welche den Fürsten bewogen haben, dieses Unternehmen überhaupt zu wagen?

Die mexikanische Frage kann auch nach der Abreise des Kaisers Maximilian noch immer zu großen Verwicklungen zwischen Frankreich und Amerika Anlaß geben. Nach dem, zwischen Paris und Washington geschlossenen Abkommen hatten sich die Nordamerikaner dazu verstanden, sich Mexiko gegenüber für den Fall ganz neutral zu verhalten, daß die Franzosen im Monat Dezember den dritten Theil ihrer Truppen aus Mexiko zurückziehen würden. Die französische Regierung, welche es für rathamer erachtete, das mexikanische Besatzungsheer auf einmal zurückkommen zu lassen, softe, ohne das Washingtoner Kabinet auch nur im mindesten diesbezüglich zu befragen, den Beschluß, ihre Truppen im Monat März oder April auf einmal nach Frankreich zurückzuführen. In Washington gefiel dies nicht im geringsten, und da Frankreich den Bestimmungen des Vertrages nicht vollständig nachgekommen, so braucht die Regierung Johnsons sich auch nicht mehr an dasselbe gebunden zu halten, und wird vom Monat Dezember an so handeln, als wenn sie sich nicht zur Neutralität Mexiko gegenüber verpflichtet hätte. General Sherman ist bekanntlich an die mexikanische Grenze abgesandt worden. Er hat Befehl, Suarez und seine Anhänger auf alle mögliche Weise zu unterstützen, wenn sich bis zum 15. Dezember nicht wenigstens ein Drittel des französischen Heeres eingeschifft. Ist nach den getroffenen Anordnungen bis zu dieser Frist kein französischer Soldat eingeschifft, so kann man sich auf ganz ernste Dinge gefaßt machen, und dies um so mehr, als der Präsident Johnson wegen seiner Stellung dem Kongreß gegenüber nichts mehr wünscht, als daß die mexikanische Frage die innern Fragen etwas in den Hintergrund dränge.

Bügel durch die Stadt, Kanonen und Munitionswagen und Pulverkarren fuhren in verwirrter Eile durcheinander und die wenigen Kompanien der Spanier, welche den Rückzug deckten, wurden von dem feindlichen Kartätschenfeuer und dem der französischen Tirailleurs, die jetzt auf den Höhen erschienen, hart mitgenommen. Geschrei und Aechzen der Verwundeten, der Kommandoruf der Befehlshaber, das Trommeln und der Signalruf der Hörner hallte dazwischen, von Zeit zu Zeit wurde Alles durch den Kanonendonner und das knatternde Gewehrfeuer übertäubt, bis ein begeistertes „Es lebe der Kaiser“ den Sieg der Franzosen verkündete.

Dolores hatte von dem Fenster eines Hauses auf dem Marktplatz die Niederlage und den Rückzug der Ihrigen mit angesehen. Schmerz, Scham, Haß gegen die Sieger erfüllten ihr stolzes, patriotisches Herz und trieben eine glühende Röthe auf ihre blassen Wangen. Mit düsteren Blicken betrachtete sie, noch immer am Fenster stehend, die eintückenden Kolonnen — als sie plötzlich erblickte, einen tiefen, stehenden Schmerz im Herzen empfand und dann wieder eine dunkle Purpurröthe auf ihren Wangen brennen fühlte. — Dicht unter ihrem Fenster hielt ein französischer Offizier auf schaumbedecktem Ross, mit flatterndem Federbusch und der Adjutantschärpe um die Schultern. — Dolores stand wie festgewurzelt und betrachtete den Offizier, der, wie es schien, einem der Kommandeure einen Befehl des Generals überbrachte. In diesem Augenblick hob wie durch Zufall auch der Offizier seine Augen nach dem Fenster an welchem noch immer Dolores, bald bleich, bald roth werdend, stand. Ein schneller Ruf der Ueberraschung flog über seine Lippen, er legte die Hand auf's Herz warf einen raschen Blick auf das Haus, um sich sein Ansehen genau in's Gedächtniß einzuprägen und sprengte davon. Dolores sank auf das Sopha, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und murmelte, indem Thränen und Schluchzen ihre Stimme fast ersticken:

„Er war es — er war es — er mordete heute seine Brüder.“

Nach einer Weile wurde sie ruhiger und die Hand auf die Brust legend sprach sie: „Still, Herz, vergiß den Verräther.“ — Die Liebe zum Vaterlande mag bei dem Mann zwar eine hohe, mächtige Leidenschaft sein, der er Alles und auch das Theuerste opfern kann, aber bei einem Weibe wird sie selten so stark sein, um zu einem Frauenherzen zu sagen: „vergiß den, welchen Du liebtest“ — und dann auch den Geliebten vergessen können.

So viel Mühe sich auch Dolores gab, Don Ramon's Andenken aus ihrer Seele zu verbannen, so sah sie doch immer seine Gestalt vor ihren Blicken auftauchen, und ein jäher Schreck, ein Schreck aus Freude und Angst flog durch ihre Seele, als sie beim Einbruch der Nacht wohlbekannte Schritte auf der Treppe hörte und gleich darauf Don Ramon, die Thür öffnend, in's Zimmer trat. Aber als sie ihn nun vor sich sah in der verhaßten französischen Uniform, in der Farbe der Unterdrücker ihres Landes, verschwand jene weiche Empfindung und das Feuer der Entrüstung loderte wieder ihn ihr auf. Don Ramon sah bleich und bewegt aus, er schritt auf das junge Mädchen zu und indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ, flüsterte er:

„Dolores!“ Aber diese wich einen Schritt zurück und ihn mit Blicken voll glühender Entrüstung betrachtend, rief sie:

„Was willst Du hier, Verräther, dessen Hand noch rauchend von dem warmen Blut Deiner Brüder? Fort aus meinen Augen, bringe den Namen Dolores nicht mehr über Deine Lippen, ich habe aufgehört für Dich zu leben, von dem Augenblicke an, wo Du diese Uniform mit den Farben des Vaterlandes vertauschtest.“

Dunkle Röthe überzog bei diesen Worten das Gesicht des jungen Offiziers.

„Dolores!“ rief er, „höre mich, ein Wort von mir, bevor Du mich verurtheilst — der Richter gestattet es dem Verbrecher, kannst Du es mir verweigern?“

Und er erzählte dem jungen Mädchen die Beleidigungen, die Krän-

Marburg, 27. November.

Seit der Niederwerfung des Sonderbundes im Jahre 1847 bis zur Stunde war in der Schweiz die Jesuitenfrage nicht mehr auf der Tagesordnung: erst die neuesten Ereignisse sollten die Gefahr wieder heraufbeschwören.

Die Abtretung Venetiens zwang die frommen Väter, das Land zu verlassen: von der Schaar, die nordwärts geflohen, suchten einige den Weg über die Grenzberge der Schweiz und wurden im Kanton Wallis aufgenommen. Gestützt auf die Bundesverfassung verlangte der Bundesrath Auskunft von der Walliser Regierung: diese schwieg, bis ihr mit dem eidgenössischen Kommissär gedroht wurde. Die Jesuiten aber hielten sich an den Dichterspruch:

„Im Auslegen seid frisch und munter,
Legt ihr nicht aus, so leget unter“ —

die Walliser Regierung erklärte zum Staunen der Eidgenossen: allerdings befinden sich drei Jesuiten im Kanton; zwei haben wir als Lehrer angestellt, einer ist Vorsteher einer Privatschule — die Bundesverfassung haben wir jedoch nicht verletzt: diese spricht nur vom Orden der Jesuiten und sagt kein Wort von einzelnen Mitgliedern und nur drei solchen einzelnen Mitgliedern haben wir eine Zuflucht gewährt, einen Wirkungskreis geöffnet.

Verfassungsfreunde und Volksführer mögen aus diesem Beispiele die Lehre ziehen, daß man bei Gesetzen nie deutlich und bestimmt genug sein kann. Seit die neue Bundesverfassung der Schweiz 1848 in Kraft getreten, hat Niemand, auch kein Jesuit, bezweifelt, daß den Jesuiten in der Schweiz der Aufenthalt nicht gestattet sei.

Die Auslegungskunst der Walliser Regierung macht den Jesuiten Ehre. Der Bundesrath läßt sich zwar nicht beirren und verlangt gebieterisch die Entfernung der Jesuiten — wenn aber die Walliser Regierung nicht gehorcht und sich auf den Wortlaut der Verfassung beruft? Die Freude der Jesuiten wäre auch in diesem Falle nur von kurzer Dauer und es könnten die Verfassungsfreunde und Volkssprecher neuerdings lernen, wie sich ein freies Volk zu helfen weiß.

Um den Jesuiten auch nicht einen Buchstaben zu lassen, an welchen sie sich zu klammern vermöchten, würde die eidgenössische Bundesversammlung tagen und beschließen: es werde in die Bundesverfassung die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen, daß die Schweiz für immer und ewig nicht bloß dem Orden der Jesuiten, sondern auch einzelnen Mitgliedern desselben verschlossen bleibe. Diesem Beschlusse, verfassungsgemäß dem Volke in Gemeindeversammlungen und den Vertretungen der Einzelstaaten zur Genehmigung vorgelegt — würde mit seltenem Einmuth, mit ungeheurem Jubel zugestimmt und der Freistaat hätte ein Ruhmesblatt mehr in seiner Geschichte.

Die Jesuiten haben durch ihre noch nie und nirgend übertroffene Gliederung die Gegner genöthigt, sie mit gleicher Waffe zu bekämpfen. Die Jesuitengegner in der Schweiz haben eingesehen, daß nur durch treues Zusammenhalten aller Freien, durch strenge Parteizucht der gefährlichste Feind der allgemeinen Freiheit und Bildung besiegt werden kann — besiegt wird.

Lernen wir von den Schweizern! Wie gering auch die Mittel, die uns zu Gebote stehen — mit rechtem Eifer gebraucht, setzen sie uns doch in die Lage, die Fehde zu beginnen. Der Kampf wird uns stärken und stählen. Wie nach der Sage der Vorzeit den Riesen die Kräfte gewachsen, wenn sie die Mutter Erde berührt — so werden wir uns ermannen, wenn wir uns auf den Boden der Freiheit stellen. Den Muthigen aber gehört die Welt, gehört ein jesuitenfreies Oesterreich.

Vor längerer Zeit schon tauchte bekanntlich in kirchlich gesinnten südfranzösischen Blättern die Nachricht auf, die Kaiserin Eugenie gedenke eine Reise nach Rom anzutreten. Diese Meldung wurde von der Regierungspartei als grundlos bezeichnet und in der That, damals, als die Nachricht von jener beabsichtigten Römerfahrt zum erstenmale in die Oeffentlichkeit trat, glaubte man in den Hofkreisen annehmen zu dürfen, daß die Idee, welche vor etwa vier Monaten urplötzlich von der Kaiserin selbst ausgesprochen worden war, längst aufgegeben, beiseite geschoben und vergessen sei.

In jenen Tagen des August war der gedachte Plan — wie der Köln. Btg. geschrieben wird — einmal in einem Ministerrath besprochen worden, ohne doch, trotzdem der Kaiser Neigung bezeugte, ihn gutzuheißen, die Mehrzahl der Kabinetts-Mitglieder für sich vereinigen zu können. Während der Zeit des kaiserlichen Aufenthaltes in Biarritz wurde die Idee der Kaiserin nochmals, aber mit gleich wenig ausgesprochenem Erfolg in zwei verschiedenen Sitzungen des Ministerraths verhandelt. Seit dieser Zeit scheint Napoleon III. von der anfänglich dem Plane der Kaiserin Eugenie bezeugten Zustimmung mehr und mehr zurückgekommen zu sein, während die Letztere selbst, immer fester auf ihrem Vorhaben beharrend, kein Mittel unversucht läßt, ihr Ziel trotz alledem und all dem zu erreichen. Erst in einem, neulich in Kompiègne abgehaltenen Ministerrathe, dem auch die Kaiserin beizuwohnte, kam die Angelegenheit wieder zur Sprache. Die Mehrheit der Minister ist wie immer dagegen; der Kaiser persönlich aber schweigt, sagt weder Ja noch Nein und läßt die Sache in der Schwebe. Am Hofe aber streiten sich die verschiedenen Anschauungen, und Niemand ahnt noch, für welche sich das Bünglein der kaiserlichen Woge entscheiden werde.

Die Kaiserin versäumt nichts, was zu ihren Gunsten sprechen könnte. Sie möchte Frankreich Mitte Dezember verlassen, um gerade an dem Tage in Rom einzutreffen, an welchem der letzte französische Soldat den Boden des päpstlichen Reiches verläßt. Auf diese Weise würde ihrer Ansicht nach wenigstens in moralischer Weise eine Verlängerung des Schutzes hergestellt, den die „französische Fahne“ bis zu jenem Tage Pius IX. geboten hat. Die Kaiserin möchte auf diese Weise den Papst beruhigen und ihn so versichern, daß das französische Kaiserhaus weit entfernt ist, seine fernere Benachtheiligung zu wünschen.

Die Minister freilich lassen in ihren Entgegnungen dieser Idee alle Gerechtigkeit widerfahren. Auch sind sie der Ansicht, daß vom Gefühlsstandpunkte ein solcher Schritt der Kaiserin, eben seiner Kühnheit wegen, nur zur Ehre gereiche. Aber, sagen sie, vom politischen und rationalen Gesichtspunkte aus ist es uns unmöglich, einem solchen Plane beizustimmen. Die Gefahren, denen sich die Kaiserin aussetzte, seien viel zu bedeutend, meinen sie ferner, als daß sie mit den Ergebnissen, die eine solche Reise je zur Folge haben könnte, nicht im schreiendsten Widerspruche ständen! Wer könnte denn garantiren, daß die hohe Reisende vor aller und jeder Beleidigung geschützt werde? Müßte denn nicht die Sendung der Kaiserin überhaupt nach kurzer Dauer, nach vierzehn Tagen vielleicht, ein Ende nehmen? Trete dann aber nicht ebenfalls sofort derselbe Zustand ein, der am Tage des Abzuges der letzten französischen Soldaten vom päpstlichen Boden sich sonst gleich erzeugt haben würde? Kurz, so großherzig die Idee an und für sich sein möge, ihre Ausführung wäre ein Fehler, und das Mißlingen derselben, im Falle der Kaiserin etwas vorher Unberechenbares dabei zustieße, würde diesen Schritt dann jedenfalls schwer, aber zu spät bereuen lassen. So die Mitglieder des Kabinetts. Von einer Seite soll noch besonders hervorgehoben worden sein, welch ungünstigen Eindruck eine derartige Römerfahrt nicht nur in Italien, sondern auch bei einem großen Theile des französischen Volkes hervorrufen müßte.

lungen, die er von seinem Obersten hatte erdulden müssen und die ihn unter Frankreichs Fahnen getrieben. Seine lebhafteste Schilderung bewegte Dolores, aber sie erweichte sie noch nicht.

„Wohlan!“ rief sie aus, „ich glaube, was Du sagst, aber warum liebst Du dem Vaterland entgelten, was ein Einzelner verbrochen? — Es gibt nur ein Mittel, wodurch Du meine Liebe wieder erlangen kannst.“

„Sprich, sprich, Dolores!“ rief, von Leidenschaft und Liebe überwältigt, Ramon — „aber verlange nichts, was gegen die Ehre ist; Varmherzigkeit, meine Dolores, ich will Alles opfern, mein Leben, es ist das Einzige, was ich noch habe, nachdem ich Dich und das Vaterland verloren — nur meine Ehre verlange nicht zum Opfer!“

„Deine Ehre? antwortete das leidenschaftliche Mädchen. „Was ist Ehre — nur im Dienste des Vaterlandes gibt es Ehre. Du verlorst sie, als Du diese Uniform anzogst. Was Du „Ehre“ nennst, ist ein leerer Begriff, ein Nichts, ein Köder, mit dem Euch Euer Tyrann an sich fesselt!“

„Dolores, Dolores!“ stammelte Ramon, „Du machst mich wahnsinnig, Du raubtest mir das Beste, was mir geblieben.“

„Sei ruhig und höre,“ antwortete Dolores, „und willst Du in das, was ich verlange, so bin ich Dein, Dein auf alle Zeiten!“

„Dolores,“ rief Don Ramon, „spanne mich nicht länger auf die Folter! In wenig Stunden muß ich fort, mit Depeschen meines Generals — es ist eine gefährliche Sendung, ich muß durch von Spanien besetzte Orte, vielleicht bringt sie mir den Tod — raube mir nicht diese wenigen Minuten des Glücks, denke an die schönen Zeiten zu Saragossa, an jene Abende, wo wir an den Ufern des Guerva Hand in Hand gingen, von Liebesglück und heiterer Zukunft träumten, wo wir —“

„Schweig,“ unterbrach ihn Dolores, die fürchtete, sich durch die Erinnerung an jene schönen, vergangenen Tage erweichen zu lassen, „schweig und höre — Du gehst noch heute Nacht, wie Du sagst, mit Depeschen

Deines Generals ab — Du kommst, wie Du sagst, durch Orte die den Spaniern ergeben — wohlan, ich habe hier einen Brief an den Kommandanten der nächsten spanischen Garnison, es ist ein Verwandter von mir, ich werde ihn in das Futter Deines Rockes nähen und Du wirst ihn durch einen sicheren Boten an seine Adresse befördern. — Ich kann es nicht, denn die ganze Gegend rings herum wimmelt von französischen Streikcorps.“ —

„Dolores, Dolores, was verlangst Du?“ rief schmerzlich Don Ramon, „nur das nicht, Verrath an meiner Fahne.“

„Gut, so gehe, Unglücklicher,“ rief entrüstet Dolores und stieß ihn von sich.

„Dolores, was machst Du aus mir?“ stammelte erschöpft Ramon, den die Liebe überwältigte — „verstoße mich nicht — ich willige ein.“

„Du willst ein?“ juchzte Dolores und slog an Ramon's Brust, „Du willst ein — Dank, Dank Dir, mein Ramon, nun bist Du wieder mein, Du, mein Einziger, mein Geliebter.“ Und die lang unterdrückte Blut der jungen Spanierin brach unaufhaltsam hervor und mit feurigen Küssen hing sie an dem Munde des jungen Offiziers, der sie bebend vor Leidenschaft in seine Arme schloß. — — —

Mehrere Stunden vergingen so den Glücklichen. Da schlug die Uhr der alten Klosterkirche Mitternacht und verkündete dem Offizier, daß ihn die Pflicht rufe. — Der bittere Augenblick der Trennung war gekommen.

„Leb' wohl, mein Geliebter, leb' wohl!“ flüsterte das junge Mädchen, den letzten Abschiedskuß ihm gebend, „lebe wohl! Ich bleibe ewig Dein!“

„Lebe wohl! Dolores — lebe wohl — vielleicht auf immer,“ murmelte von trüben Ahnungen bewegt der junge Mann und ging. — Dolores sah ihm nach, so lange ihr Blick seinen weißen Federbusch in der Dunkelheit erkennen konnte.

(Schluß folgt.)

Marburger Berichte.

(Schaubühne.) Das Schauspiel: „Die Bettlerin und ihr Kind, oder: Der Treubruch“, welches am 24. November zum Vortheile des Herrn Oberregisseurs Joseph Luz aufgeführt wurde, ist eines von jenen Rühr- und Thränenstücken, an welchen die Franzosen einen so großen Reichtum besitzen. Das Publikum brachte diesem Schauspiele die beste Stimmung entgegen und wurde in derselben durch alle fünf Akte erhalten. Besonders gelang es Herrn Starei (Paul Berger) und dem Fräulein Hybl (Margarethe), ihre Rollen trefflich zu verwerthen. Auch die Leistungen der übrigen Darsteller wirkten gut zusammen: die beiden Seiltänzer hätten ihre Farben minder grell auftragen sollen.

(Brand.) Am 21. November Morgens um 7 Uhr kam in der Gemeinde Eschrethen bei Schleinitz ein Schadenfeuer zum Ausbruch, das vermuthlich gelegt worden: dem Grundbesitzer Simon Wolf brannte das Wohnhaus und die Schweinstallung ab. Der Schaden beträgt 900 fl. Die Gebäude sind versichert. In kurzer Zeit hätte die zwangsweise Feilbietung stattfinden sollen.

(Gaunerreich.) Der Sohn einer Winzerin in Gams trieb am Freitag eine Kuh nach Arnfels zu Markte und verkaufte dieselbe um 35 fl. dem Winzer Joseph Muster in St. Georgen. Dieser hatte die Kuh eine Viertelstunde weit geführt, als der Stiefvater des Verkäufers ihm nachellte, die Kuh entriß und sagte: der Stiefsohn habe dieselbe der Mutter gestohlen. Am nächsten Tage gelang es dem Joseph Muster, den angeblichen Dieb anzuhalten und festzunehmen. Die 35 fl. waren jedoch schon verbraucht: um 30 fl. hatte sich der hoffnungsvolle Sprößling, der bereits wegen mehrerer Diebstähle bestraft worden, Kleider gekauft und die übrigen 5 fl. in Wirthshäusern versumpt. Der Stiefvater wurde in seiner Gesellschaft gesehen.

(Entdeckung.) Ende September haben wir berichtet, daß bei dem Grundbesitzer Bella in St. Anna (Bezirk St. Leonhardt) ein Kind

ausgesetzt worden. Die Thäterin hat man jetzt entdeckt: es ist eine zweiundzwanzig Jahre alte Magd aus der Gemeinde St. Georgen an der Stainz, die seither in Wildon gedient; sie behauptet, das Verbrechen aus Noth verübt zu haben.

(Turnverein.) Die Hauptversammlung des Turnvereins, die behufs der Wahl eines Sangwartes auf den 17. November anberaumt gewesen, wird Morgen Abends um 9 Uhr in Kartins Restauration abgehalten.

Letzte Post.

Im heiligen Kollegium zu Rom herrscht großes Zerwürfniß: das Ministerium Antonelli wankt.

Die Königin von Spanien soll an Geistesstörung leiden.

Die irischen Fenier machen bedeutende Fortschritte.

Marshall Bazaine soll einem Pariser Gerüchte zu Folge den Kaiser Maximilian in Orizaba gefangen halten, bis dieser einen Entschluß gefaßt, da er das Land verlassen und nicht förmlich abdanken wolle.

Telegraphischer Wiener Cours vom 27. November

5% Metalliques	59.—	Kreditaktien	154.10
5% National-Anlehen	66.70	London	127.50
1860er Staats-Anlehen	81.10	Silber	126.50
Bankaktien	716.—	R. R. Münz-Dulaten	6.07

Geschäftsberichte.

Wettau, 28. November. (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 5.60, Korn fl. 4.— Gerste fl. 0.—, Hafer fl. 1.80, Kukuruz fl. 3.—, Heiden fl. 2.80, Hirsebrein fl. 5.20, Erdäpfel fl. 1.10 pr. Megen. Rindfleisch 20, Kalbfleisch ohne Zuwage 24, Schweinefleisch jung 21 fr. pr. Pf. Holz 36" hart fl. 7.40, detto weich fl. 5.40 pr. Klafter. Holzbohlen hart fl. 0.55, detto weich fl. 0.40 pr. Megen. Heu fl. 1.15, Stroh, Lager- fl. 1.—, Streu- fl. 0.90 pr. Centner.

Wein = Lizitation.

Es werden 1866er spät gelesene Weine mit und ohne Gebinde verkauft.

Am 4. Dezember d. J.

Vormittags 10 Uhr in den Kellern zu Ober-Pulsgau nächst der Bahnstation Pragerhof und Kranichsfeld circa 100 Startin, ferner

am 6. Dezember d. J.

Vormittags 10 Uhr zu Schleinitz nächst Marburg circa 100 Startin.

Zur zahlreichen Betheiligung ladet ein

die gräflich Anton Brandis'sche Güter-Verwaltung zu Freistein und Burg Schleinitz. (469)

Danksagung.

Für die zahlreiche Begleitung des Herrn Matthäus Reiterer zur letzten Ruhestätte sagen den innigsten Dank
Theresia und Rudolf Reiterer. (465)

Sehr billig zu verkaufen: 10 Stück Lederer = Bottiche

aus bestem Verchenholz und Eisengebinde, 3 Jahre alt, mit Wasser gefüllt, in einer Ledererwerkstätte.

6 Stück 4 Schuh hoch, 4 Schuh breit; Preis 25 fl.

2 " 4 " " 5 " " 30 fl.

2 " 5 " 7 " " pr. Stück 40 fl.

beim Erker, Post Sauritsch. (440)

Ein Quartier

mit 4 Zimmern, Küche, Speis und Holzlage ist am 1. Jänner 1867 zu beziehen. Anzufragen im Hause Nr. 191 in der Pfarrhofgasse. (438)

Die I. I. I. priv. Fabrik des
Josef Pastner in Graz
(oberer Mariabilfer-Platz)
empfiehlt ihren ausgezeichneten (467)
Champagner-Wein

blanc und rosé
zu dem billigsten Fabrik-Preisen.

Dieses einheimische Produkt aus dem edelsten Steirischen Gebirgsweine nach neuerer französischer Methode erzeugt, besitzt ein sehr feines und liebliches Bouquet, moussirt effektiv und erfreut sich nicht bloß im In- und Auslande des besten Rufes, sondern es wird allgemein den ersteren französischen Fabrikaten gleich gehalten.

Ein Weinfeller

für 60 Startin in Halbgebinden, wie auch eine schöne Wohnung mit 2 oder 3 Zimmern nebst Sparherdfläche und Speis ist im Ziegner'schen Hause, Lendplatz Nr. 242, sogleich oder bis 1. Dez. d. J. zu vergeben. (466)

Handels- und Gewerbe-Schematismus von Oesterreich,

sämmtlicher protokollierter Firmen des österr. Kaiserstaates.

Herausgegeben von Leop. Kistner.

Circa 50 Bogen gr. Oktav. Subscriptionspreis 5 fl. öst. Währ.

erscheint bis Ende dieses Jahres und wird in der gefertigten Buchhandlung Pränumeration darauf angenommen.

Nachdem bis jetzt kein derartiges Buch existirt und durch dessen Erscheinen einem großen Bedürfnis abgeholfen wird, so läßt es sich leicht ermessen, mit welcher Spannung dasselbe in merkantilen Kreisen allerorts erwartet wird, daher um die Auflage zu sichern, eine Vormerkung der Subskribenten nöthig ist.

Marburg, November 1866.

Friedrich Seyrer's Buchhandlung. (464)

3. 13696.

Edikt.

Freie Versteigerung von neuem Piderer-Wein.

Am 3. Dezember 1866 von 10 Uhr Vormittags angefangen wird die diesjährige Weinfassung von der Weingartrealität der minderjährigen Agnes Rath, bestehend in 16 Startin, theils mit, theils ohne Gebinde, am Orte der genannten Weingartrealität in der Gemeinde Prastje gegen sogleiche Barzahlung öffentlich versteigert werden, wozu Kauflustige eingeladen sind.

K. k. Bezirksgericht Marburg am 6. November 1866.

Ein Lehrlinge

der sich mit guten Schulzeugnissen ausweisen kann, wird in einer Speereihandlung aufgenommen. Anzufragen im Komptoir dieses Blattes. (462)

Gottes Segen!

Mit dieser hübschen und oft bewährten Glücksdevise empfehle ich zum Preise von nur 2 Gulden für 1 Stück inclusive Stempel

10 " " 5 " " "
20 " " 11 " " "

Promessen auf 1864er Staatslose aus den Serien

134, 228, 956, 1154, 1912, 2008,
2050, 2364, 2436, 2704, 3838.

Die Gewinnziehung findet schon am Samstag den 1. Dezember hier in Wien statt, und ist der Haupttreffer diesmal

250,000 Gulden.

Aufträge aus den Provinzen mit Beifügung des Betrages werden prompt ausgeführt. Auf Wunsch erhält man die amtliche Ziehungsliste, so wie die gewonnenen Gelder allsogleich zugesandt.

Man biete dem Glücke die Hand! **Eduard Lipstadt,**
Wien, Wollzeile 9. (428)

Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien: Nach Triest:
Abfahrt: 6 Uhr 25 Min. Früh. Abfahrt: 8 Uhr 14 Min. Früh.
7 Uhr 3 Min. Abends. 8 Uhr 48 Min. Abends.
Nach Villach: Abfahrt: 9 Uhr Früh.